



Wir meistern Raum und Zeit!

Allerlei vom Kraftwagen.

Die Garagenfrage macht nicht nur den Kraftfahrern, sondern auch den Behörden viel Kopfzerbrechen. Vorläufig haben wir noch nicht für jeden Kraftwagen eine angemessene Unterkunft und viele Automobilbesitzer helfen sich einfach dadurch, daß sie ihren Kraftwagen auf der Straße stehen lassen. Das ist gewiß nur eine Notlösung, denn der Kraftwagen wird ja durch seinen ständigen Aufenthalt in Schnee und Eis, Regen und Wind nicht gerade besser. Während das Problem der „Laternengarage“ bisher mehr von verkehrstechnischem Standpunkt aus behandelt wurde, und gegen das ständige Parkieren im Freien nichts einzuwenden ist, sofern nicht Verkehrsstörungen damit verbunden sind, haben nunmehr die Gemeinden die Frage der Gebührenpflicht bei „Laternengaragen“ aufgeworfen. Dazu wird im Organ des Deutschen Gemeindetages u. a. festgestellt, daß wenn zum Beispiel ein Gefährtsreisender sein Fahrzeug über Nacht vor seiner Wohnung auf der Straße stehen läßt, weil es an einer nahegelegenen Unterbringungsmöglichkeit fehlt, dann dieses bloße „Übernachten“ des Wagens auf der Straße ohne weiteres vom sogenannten Gemeingebrauch der Straße getrennt werden kann. Wenn dagegen ein Kraftwagenhalter sein Fahrzeug wochenlang auf der Straße unterstellt, ohne es während dieser Zeit mit einer gewissen Regelmäßigkeit in Betrieb zu nehmen, dann dürfte es an dem für den Gemeingebrauch vorausgesetzten Verkehrszweck der Aufstellung mangeln und darum Sonbernutzung vorliegen. Ebenso geht es über den Gemeingebrauch hinaus, wenn eine

Speditionsfirma ihre oder fremde Möbelwagen monatelang auf der Straße hinterstellt. Es wird dann auf die Dienst-anweisung zur neuen Straßenverkehrsordnung hingewiesen, in der die Polizei angewiesen wird, nicht etwa grundsätzlich einer Inanspruchnahme der öffentlichen Straße zum Abstellen von Fahrzeugen entgegenzutreten. Die Stadtverwaltungen würden es sich in jedem Fall in aller Regel leisten nicht unerträgliche Mißstände aufzutreten, verlangen müssen, „Laternengaragen“ schlichtweg zu verbieten. Dagegen werde man aus dem Verkehrsmodernisierungsgedanken keinesfalls gleichzeitig einen Zwang für die Städte ableiten können, in Fällen festgestellter Sonbernutzung auch auf jedes privat- oder öffentlich-rechtliche Entgelt zu verzichten. Selbstverständlich würden die Städte diese Möglichkeit nicht in eigenhätiger Weise ausbeuten, sondern im Gegenteil die noch bestehende Garagennot berücksichtigen müssen. Andererseits ist es nicht mehr als billig, daß Kraftfahrzeughalter, Firmen usw. die sich die Unterbringung der Verkehrsmittel monatelang allzu bequem machen möchten, mit einem angemessenen Beitrag an das Gemeinwohl zu leisten. Es ist abzuwarten, inwieweit die Stadtverwaltungen mit dieser Ansicht durchdringen werden. Der Gebührenfrage kann u. E. erst dann näher getreten werden, wenn tatsächlich der notwendige Garagenraum zur Verfügung steht, dem Kraftwagenbesitzer also nachgewiesen werden kann, daß er die „Laternengarage“ nur benutzt, um Garagemiete zu vermeiden. Auch in Frankreich ist diese Frage jetzt akut geworden. Wie wir hören, plant Paris die Einführung einer Parksteuer.

Am amtlichen Kennzeichen des Kraftwagens darf keinerlei Veränderung vorgenommen werden. Wie ja kürzlich bereits in einem Prozeß vor dem Wiesbadener Gericht festgestellt wurde, ist das amtliche Kennzeichen eine Urkunde, eine Änderung an demselben, also eine Urkundenfälschung, die ja bekanntlich schwer bestraft wird. Auch das Reichsgericht hat eine diesbezügliche Entscheidung getroffen und entschieden, daß das amtliche Kennzeichen, das von der Verwaltungsbehörde einem zum Verkehr zugelassenen Kraftwagen zugeteilt ist, zu einer öffentlichen Urkunde wird, wenn es mit dem Dienststempel der Zulassungsstelle oder einer von ihr beauftragten Behörde versehen und mit dem Kraftwagen, dem es zugeteilt ist, verbunden ist.

Durch die verstärkten Maßnahmen zur Behebung der Verkehrsunfälle sind von der Polizei auch Beamte in Zivil eingesetzt worden. Diese haben vor allem die Aufgabe, die Verkehrsteilnehmer zu belehren. Gebührenpflichtige Verwarnungen dürfen sie nicht erteilen, das kommt nur den Beamten der uniformierten Polizei zu. Die Zivilbeamten sind dagegen verpflichtet und berechtigt, bei Verstößen Strafanträge zu stellen. Der Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei macht nochmals darauf aufmerksam, daß die Beamten der Verkehrsfontrollen in Zivil sich bei Ausübung ihres Dienstes durch den vorgezeichneten mit Dienststempel versehenen Anhaltsschein mit den bekannten Polizeibehelfsabzeichen und erforderlichenfalls durch ihren Dienstausweis ausweisen haben. W. P.

Tankstellen
in allen Stadtteilen
Wiesbadens
Fritz Uitting Großtanklager
Mainzer Str. 102, Tel. 28616

Bahnhofsgarage
K. Klippert, Gartenfeldstr. 25, Tel. 28812
• Ausführung sämtlicher Reparaturen
• Abschleppdienst, Fahrzeug-Pflege
• Tankstelle, Öle, Bereifungen

Auto-Winterzubehör **Behrens** Julius Jun.
OLEX-Tankhaus • Frankfurter Straße
an der Kampfbahn
Fernsprecher 239 81

Autoverwertung
Verschrottung
Ersatzteile
H. Wagner
WIESBADEN
Mainzerstr. 105
Tel. 28115

GARAGE International
Größtes Autoreifen-Spezialhaus am Platze
Alle gängbaren Größen der führenden Fabrikate sofort
lieferbar • Reifen rillen • Annehmestelle für erstklassige
Neugummierung und Vulkanisation.
Wiesbaden, Adolfstr. 6, Tel. 27306

Mietwagen Tag u. Nacht Anruf:
Automobil-Centrale **59311**
Bahnhofstraße 3 gegenüber der Regierung

Konrad Lied
Friedrichstraße 29 - Fernruf. 229 43
Kraftfahrzeug-Werkstätte
Abschleppdienst - Fahrschule
Garagen - Tankstellen - Wagenpflege

Autohaus Brezing Reparatur-Werkstatt - Garage
Betriebsstoffe - Reifenlager Fahrschule für alle Klassen -
Wagenverleih an Selbstfahrer - **Bertramstr. 15, Ruf 23016**

Valentin Vollmer
Automobil-Reparaturen • Auto-Pflege • Tankstelle
Spezialwerkstätte für Beleuchtung und Zündung
Wiesbaden, Mainzer Str. 121, Tel. 28431

Ford Spezial-Werkstätte
L. WURZ
Helenenstr. 14/16, Tel. 28684

Auto-Verdecke
und alle sonstige Instandsetzungen
prompt • Auto- und Zeltsattlerei
Obst, Dorch, Str. 103, Ruf 21278

• Auto-Zubehör u.
• Auto-Pflegemittel
• Autoreifen-Lager
W. MAURER
Tausenstraße 7

Auto-Repar-
und -Pflege
Reifenlager

Garage Dörr
Kirchgasse, 50

Werde Mitglied
der NSV!

Motorrad- und Autobedarf
W. Köppler
Friedrichstr. 57
Telefon 21766

• Auto-Verschrottung
• Verwertung
W. Hübinger, Wiesbaden
Am Schlacht- u. Viehhof, Tel. 28936

Autoverwertung
Ersatzteile gebrauchter Wagen
H. Göbel
Gartenfeldstraße 45, am Schlachthof • Telefon 28649

Kühlerschutzhauben, Frostschutz-
scheiben, Schneeketten, Nebel-
lampen, Autoheizungen kaufen
Sie immer richtig im Spezialhaus
August Seel
Schwalbacher Str. 7

Autogarage Kappes
Röderstraße 29, Tel. 248 27
Inhaber: August Schwarze
Reparaturen • Garagen • Tankstellen

Ein Alter
Betrieb unter neuer Leitung
Tankstelle, Aufpflege, Be-
reifung, Reparaturwerkstatt
Oraniengarage
Bernhard Thiele, Ingenieur
Oranienstraße 33

Autoverwertung
Verschrottung
FRANZ OTT
WIESBADEN
Mainzerstraße 118
GEGENÜBER
Germania-Brauerei
RUF 28069, PRIVAT 28039

Führendes Ersatzteil-Sortiment
und -Lager am Platze

OPELHAUS WIESBADEN
Deutschlands modernstes OPEL-Autohaus
Neuzeitliche Kundendienst-Einrichtungen
Pflegedienst und Garagen für alle Fabrikate
AUTOHAUS WIESBADEN G. M. B. H.

Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Sonntag, 25. Dezember 1938.

Die große feierliche Nacht.

Von Werner Dellers.

Sie hatten Nachtlicht. Nicht wie sonst um zehn Uhr, sondern um acht Uhr. Also zwölf Stunden. Es hatte deswegen eine Ausnahmestellung. Man hatte gesagt, daß zwei Gruppen je zwölf Stunden halt machen sollten, dann wieder also die zweite Gruppe vierzig Stunden freisetzen. Und man hatte weiter gemeint, daß die Jüngeren arbeiten sollten, die Jüngeren taten nur allem, und das so die Väter bei ihren Familien sein konnten.

Dagegen hatte sich der alte Tobias gewehrt. Die Jüngeren müßten frei haben, nicht die Älteren, hatte er gesagt. Denn am Freitagabend blieben auch sie, die sonst immer „unterwegs“ seien, einmal daheim in ihren Familien, während die Ältern in allmählich an Dankseligkeit gewöhnt seien. Die Jüngeren hätten es eben „nötiger“.

Das also war die Meinung des alten Tobias gewesen, sein Standpunkt, wie er sich ausdrückte, und von seinem Standpunkt war er nicht wegzutreten. Aber er hatte sich diesmal nicht durchsetzen können.

Wichtig genug war es ja, daß so ein Hochfest sich um die höchsten Feiertage nicht im geringsten kümmerte. Wenn er einmal angeblendet war, brauchte er kein Futter bei Tag und bei Nacht, und immerfort mußten Leute dabei sein, die ihm halfen, seiner Lust leben zu werden. Seine Mahlzeiten aus Brot, Käse und heißen Wein trug er automatisch entgegen, wenn er nur einen Augenblick aus dem Haus ging, dann die heißen Bäcklein des Glases und der Salate mußten ihm von Handbäckern abgeholt werden. Freilich, man hatte seine Ungebarkeit nicht ein wenig dämpfen können, aber was mehr ihm damit gewonnen gewesen? Ganz zu schweigen davon, daß zwölf Stunden Arbeit bei fünfzigprozentiger Lohnkürzung ein gutes Stück Geld ausmachte. Für den Weihnachtsbaum war das nicht zu vernachlässigen. Ob daran auch der alte Tobias gedacht hatte?

Am Bühnengelenker stand Friedrich, der „Erie Mann“, und schaute immerhin nach auf die Schenkeltränke, die durch die heftig erhellte Dunkelheit zu ihm herüberblitzte. Nicht und mehr war die Bühne zur Ruhe gekommen. Eine Stimme nach der anderen war aus dem toten Konzert gefallen; das ferne Krachen der Bösen, das Donnern der Kanonen, das lärmende Stöhnen der großen Gasmotoren. Nun war nichts mehr zu hören als das dumpfe Heulen des Schiffsmines in den tiefen Katakomben und vor Zeit zu Zeit irgendwoher das Dröhnen eines Motors, wenn der „Wind“ umgestellt wurde.

Der „Erie“ wandte sich um und schob die Lampe in den Mundwinkel. Von den wechselnden Temperaturen war seine Haut wie getrocknet, und eine tiefe Kälte in der Brust ließ ihn denken, daß er gerade die schädliche Drachenhaut vom Kopf gestülpt hatte.

„Du, wieviel Kinder hat eigentlich der Tob?“ laute er. Er meinte den alten Tobias.

„Ich dent, lo'n Stücker less“, antwortete der „Bier“. Er stand neben ihm auf einem Sandhaufen und band sich die Hosenknöpfe um.

Der „Erie“ wandte sich wieder um und schaute nachdenklich auf die Schenkeltränke. Dann flüpperte er ein halberbranntes Zigarettenstängelchen an den Apparatstand, um zu schauen, ob die Saugpumpen noch auf sei.

Die anderen Betriebe lagen still und dunkel, nur hin und wieder trottelten noch ein paar Nachzügler unter der Bühne her. „Arbes Reich!“ lachten sie darauf und winkten mit der Hand.

Es war still um denken, daß nun die große feierliche Nacht gekommen war und eigentlich schon um sie stand. Ferner aus der Stadt kamen auf einem Wind Glöckchen herübergeritten und schlugen sich in die Gedanken. Jetzt brannten in den Häusern die Christbaumkerzen, die Kinder lachten, und ihre Augen hatten einen hellen Glanz. In den Stuben war der heilige Geist von Kandelbälz und frischem Geblut. Der Tob war nach Wessobrunn nach Koblentz und Schmelz und bedrängte die Brust. Damit es in den Stuben so sein konnte, mußte das Licht so sein. Da war nichts zu machen.

„Schätz!“ rief der „Erie“ und schob die Drahthaube über den Kopf. Der Gong erklang, das Krachen des Gebläsewindes in den Ventilen erklang, es wurde ganz still. Sie erratteten eine der langen, schweren Eisenketten, die bereit lagen und beugten mit gewaltigen Stößen und mit „Bau-ru!“ die harte, verstrickte Kette, mit der das Gespann verknüpft war, aufzuheben. Nachdem der Eisenkett mit Stricknadeln verknüpft waren, platzierte unter dem Angriff der vierten endlich ein goldgelbes Rinnal aus dem Stille, das sich ein munteres Röhren wurde und mit feuerbeimem Atem durch die Bühnentränken in ihren Hohlraum vorstieß. Mit 1900 Grad Celsius glühte die brennende Kanne, der durch den Stille beständig lagende die Wärme und erhellte sie mit glühendem Glanz. Die Arme hatten sich schubend vor die vom feinsten Schweiß glänzenden Gesichter erhoben.

Als das Röhren langsam verdorrte, zogen sie sich zurück. Der Gong erklang, und dann schloßerte ein kleiner Wind die letzten Eisen- und Schmelzentropfen aus dem Mund, daß sie wie Feuerwerkstrahlen über die Bühne fielen. Dann wurde der Wind wieder abgestellt, die Stupmalmaschine war das Feuerwerk gelassen und mit dumpfen, barten Schlägen die Stupmalmaschine hineingeworfen. Dann heulte der Gebläsewind auf, zwei Atmosphären und abtundert Grad Celsius; der Wind begann wieder Eisen zu machen.

Schnell hatte die angrenzende Kälte die letzte Dose an der Bühne geweht. Fast nichts blieb von der Wärme, so daß die beiden vorhergehenden Schichten einen Teil der Arbeit schon vorbereitend getan hatten (die hatten das Material herbeigeführt und die Schmelzen hergemacht), so gut wie es nun gewesen, wenn sie ein wenig Feuerwerk geschäft hätten. Denn die Bühne war nach drei Seiten offen und ungeschützt.

Der „Bier“, der viel mit Erzählungen zu tun hatte, hatte einen neuen Arbeitsplan gefasst und wußte ihn sich sehr um den Hals. Auch andere hatten schon der der Schicht Befehlungen geschickt und stilles davon mitgebracht. Der „Erie“ kam mit einer frischen Zigarette aus der Dose gelacht. Er schenkte mit dem Zigarettenstängel und bedrängte die Bänderle auf, löste mit einer gewissen Artlichkeit den Nagel und bot Leben an.

„Nimm, du, seine Karte zu fassen!“ laute einer, während er auf die Bänderle schaute und seine Zigarette nachdenklich betrachtete. „Ja, es war schon kessam, am Hochfest zu leben und die Zigaretten zu rauchen. Selbstmer aber war, daß es ohne Leben, gelowewe dem Leben, wie etwas Selbstverleumdung binnahm. Schwindend, wie es sich gewohnt war, fanden sie in dem Raum bei den Händen und hinter dem Raum funktvoll und umständlich in die Dunkelheit.“

Dann schwiegen sie wieder. Sie saßen so familiär aus in dieser Nacht, auf ihren Gesichtern standen Gedächtnis und Güte, gar etwas wie Glück. Selbst der „Bier“, ein Kaufmann und Drahtgänger von hohem Grade, der erst gestern gemeint hatte, die ganze Weltmacht sei nichts als ein „sentimentaler Klimbim und fauler Jauch“, schien merkwürdig verändert, die trübste Willkür seines Gedächtnis war beläufig und gelöst.

Wichtiglich gingen ihnen im Heulen des Gebläsewindes andere Melodien durch den Kopf. Und dann machte ihnen natürlich auch diese verdammte Sache mit dem Tob zu schaffen. Warum auch hatte er so blödes Zeug dahergeredet müssen! Warum nicht einfach gesagt: „Dort mal, Kinder, ich hab einen Stall Kälber, ein Viehhof und Familienkette und Versicherung schon und gut, aber ich peil drauf, ich muß verdienen, ich brauch Geld!“ Aber nein, da war der Tob kein Kerl für, und an ihnen hätte es gelegen, zu merken, was sich hinter seinen schamhaften Reden verbergen würde. Das Schamhafte war es ja gewesen, das sie aufgebracht hatte. (Kleine Kinder geboren in die Familie! so ungefähr.)

Doch sie lagten kein Wort. Sie standen festlich, mit nachdenklichen Gesichtern, in ihrem Ansehn, logen unbehoben an den Zigaretten und lauchten von Zeit zu Zeit die Bühne hinab.

Nach einer Weile löste sich einer aus dem Haufen und knippte davon. Es war der „Bier“, der ein wenig Bewegung suchte. An der Stupmalmaschine beugnete ihm der „Häufel“ und hielt ihn an. „Du“, laute er, „da war doch die Sache mit dem Tob, ich meine, wieviel Kinder hat denn der eigentlich?“

„Ich dent, lo'n Stücker less“, gab der andere zurück. Sie saßen sich noch an, dann gingen sie weiter ihres Weges. Wie auch ihn, den „Bier“, die Sache auf einmal bedrückte! Hatte denn wenigstens er nicht begreifen können, wenn schon die anderen nicht begriffen!

Nach ohne es zu bemerken, hing er an, die schmalen Treppen hochzugehen, die im Jüdisch am Hochfest vorbei zur Höhe hinaufführten, auf wemals Meter hoch. Es war lange her, daß er zuletzt da oben gewesen war.

Schattigkeit, ich weißlich, schweben am Strahlungslicht der großen Kugel herauf, abnehmend Erbe und Kof. Mit ruhiger Gelassenheit leuchtete sie sich, gleich als hätten sie Verstand, auf den Rand des Glühlochs, eulierten ihre Strahl und fuhren gemächlich wieder davon. Weit und breit war kein Mensch zu sehen, der ihnen Zutritt gab, der ihnen hätte helfen können.

Der „Bier“ stellte den Kopf nach oben, es war eifrig kalt da oben, und der Wind griff an die Knochen. Lange betrachtete er den funkelnden Mechanismus des Doppelverhältnisses, der es verbinde, daß dem Jüdisch hochwertiges Schicksal banallos. Lange sah er zu, wie die Frau und Kofstisch gelächlich hin- und herliefen.

Unter ihm breitete sich, dunkel und unübersehbar, das Werk. Fast unheimlich, nicht unabhängig einem Abheiter.

mußte das düstere Gemirr seiner Fassen und Gerüste, seiner Tärne und Eisen in die Nacht. Nur vereinzelt brannten Lampen im Kampf gegen die Dunkelheit. Wie kleine, glitzernde Punkte bingen sie verteilt umher.

So punctierten die Sterne die Kuppel des nächtlichen Himmels, Groß und erhaben wölbte sie sich zu Häupten des „Bier“, und ihre Lammern glitzerten millionenfach auf ihm herab. Selten hatte er den Himmel so klar gesehen wie in dieser Nacht, selten hatte der Rauch des Unendlichen ihn so süßlich getreift wie jetzt auf der Zinne des Hochfests. Seit tausenden, seit millionen Jahren gingen die Himmelslampen in ruhiger Gelassenheit ihre Bahn, ob auch niemand zu sehen war, der ihnen den Weg gemietete oder die Kraft zur Fortbewegung verliehen hatte.

Da setzte wieder mit dumpfem Stot ein Erschüt auf, man hörte das Rauschen des Mechanismus und das schütternde Poltern der hinabstürzenden Massen. Der Kibel schwebte wieder in die Höhe und glitt langsam, mit bester Kräfte, an den Führungen des Strahlens aus dem Dunkel.

Von unten kam Stimmengewirr herauf und ungewohntes Getöse. Über die Brustung hinweg sah der „Bier“ nach unten, das gewohnte er nicht als ein paar hunderttausend Gestalten, die sich zuhause in der Höhe zu hanteln hielten. Er wartete den abgebrannten Zigarettenstängel hinunter. Schaute noch einen Augenblick hinter der fallenden Glut und ließ dann vorsichtig die Lammern, ein wenig vereizten Treppen hinab. Der Wind blähte das Kibelwoll und warf ihm einiges Gerölle wie Kandelbälzen ins Gesicht.

Neben der Bühne waren ein paar halberbrannte Gestalten damit beschäftigt, ein Tob in die Erde zu graben. Daneben hand einer und hielt einen Tannenbaum. Als der „Bier“ näherkam, erkannte er Tob, neben ihm den kaum weniger alten Hannes. Auch die diensttunende Mannschaft war in eifriger Betätigung. Die einen lezten von der fallenden Glut und ließ dann vorsichtig die Lammern, ein wenig vereizten Treppen hinab. Der Wind blähte das Kibelwoll und warf ihm einiges Gerölle wie Kandelbälzen ins Gesicht.

„So“, laute der alte Tob, als das Werk beendet war und man die Kerzen angezündet hatte, „da merkt ihr Brüder wenigstens, daß das keine Nacht ist wie jede andere.“

Der „Erie“ kam wieder mit einem Kandelbälz geflanzt, und dann hand einer als schwebend und rauchend in der bittren Winternacht rund um den Hohlraum. Zwischen ihm und dem stillen Tob wanderten ihre Blicke in schauer Heilmlichkeit hin und her, und allen war anzusehen, daß Seltsames in ihnen vorging. Sie schauten ein Drama, dem alten Tob was zu sagen, doch wußten sie nicht was.

Während sie so standen, löste sich aus dem Bühnenmauer der fernen Stadt ein Glöckchen. Für Sekundenbruchteil hand sein Licht einlam und atternd in der flaren Luft. Dann fiel Schlag um Schlag in den mitternächtlichen Echo.

Der feierlichen Stimmen zu ihnen herüber, die mit ihren großen Augen haben sie einander an. Jeder rüttelte sich und ging von Mann zu Mann. Und jeder Mann ging von Mann zu Mann, drückte seine Hand und sagte: „Arbes Reich!“ Dann standen sie wieder und schauten.

Die Welt der Frau

Im Schönheitsjalon der Ritterdamen.

Von Carl Siegfried Weg.

Glauben Sie ja nicht, daß die Damen der Ritterdamen, die der Tafelbilder Rogers von der Weidens, der Brüder von Eng, nicht genau so schön sein wollten, wie unsere Frauen heute.

Der mittelalterliche Schönheitsbegriff unterschied sich nach den verschiedenen europäischen Ländern. So mußte die Engländerin des 12. Jahrhunderts hoch sein, wenn sie gelassen wollte. Sie sollte daher weit mehr, als es die Kirche anordnete, sich bis zur Ober- und letzte sich eine graue Schminke auf. Auch behandelte sie ihren Leib mit einem Pulver von Zinkmangeln, damit er leicht blieb.

Die Französin mußte in diesem wüsten Jahrhundert wie Kitz und Blut aussehen, sie schminke sich deshalb mit Rotholz, oft und trant sehr gut, verführte sie deswegen einen Humpen Wein. Der sollte einen rosen Teint verleihen, die deutschen Frauen taten da wader mit. Die Forderung des Tages lautete: gesund und frisch.

In Frankreich lehten sich die kosmetischen Vereinerungen zuerst durch. Von dort gelangten sie in die deutschen Lande. Französische Ärzte waren aus die ersten Kosmetisch-Schriftsteller. Der älteste Autor dieser Art, den man kennt, ist der Universitätsprofessor Henri de Mondeville, ein berühmter Chirurg aus Montpellier, der im Jahre 1300 mit tugendhaftem Übermuten verschiedene Vorschriften für Schönheitspflege behandelte. Gold und der Gerichtigkeit widerstrebe die ganze Kosmetik, murrete er, sie geht nur darauf hinaus, zu täuschen.

Er war sehr für Dampfbäder. Zur Entfernung überflüssiger Haare verordnete er Einreibung mit Gledermasch! Einzelne Gesichtshaare mußten sich die Damen durch Ausstreifen entfernen, gleich nachher sei in das Wurzelloch eine heiße Kadel einzuführen. Also ein Vorläufer der galvanischen Epilation!

Die Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts schildern das kosmische Rollenmaße und die Bedenken der Damen, wie die Haare gekläuft, geklämt, geküßt werden. Auch von den Schminken ist viel die Rede. Sie wurden entweder mit Fett angetrieben verwendet oder nur ins Gesicht gestrichen, so daß sie mit Wasser leicht entfernt werden konnten. Auch Wäner schminnten sich, doch galt das als schlechter Geschmack. Bislang läßt sich der französische Leibarzt Sordel Anno 1250 seinen Kollegen Petre Brennon an:

„Du verzeihst zu schminken sich, zu puzen, stets hält er sich, selbst weiß er nicht, wofür. Sein Dreher, Spiegel, glaubt er, bring' ihm Augen. Bei jeder Frau, die sich daran entzünd, Ich denke kaum, daß du zu niedermem Wichte. Ich eine Dame hingezogen fühl.“

Der König von Konstantin, ein Minnefänger des ausgehenden 12. Jahrhunderts, gibt in seinen Dichtungen kosmetische Hinweise. Die Frauen verführten die Kälten unter den Augen, sie verwendeten Quersilber mit Farb-

stoffen, Bohnen mit Stutenmilch sowie Safran, den sie durch ihre Nachträge stark vertuschten.

Ausführliche Kosmetik-Ratighige finden wir auch in einer Handschrift des 14. Jahrhunderts, die sich „Frauenschnitz“ über den ganzen Körper“ nennt. Vom Gesichtshand bis zur Parfümierung des Armes gibt es die Weisungen. J. S. ein Enttarnungsmittel für den gesamten Körper aus Kalt und Arzupigment, ein Harzöl, Kalt in Salbenform, Harz mit Weineis, Haarfüßmittel (Wolken mit Weinrebenessenz), Schminken, Puppenstücken, Zahnpulver (gebrannte Partikel, Gipspulver, Bismut, gebrannter Marmor). Zur Befestigung von Flecken im Gesicht empfahl das Mittelalter „tarre calcine“. Salbe aus Vitargrum, eine „Jungfernmilch“ aus Vitargrum mit Salzwasser gemischt, am meisten aber eine Kiste, die folgendemagen zubereitet wurde: Eine Drachme Quersilber und drei Drachmen Mandeln werden zerrieben, bis kein Quersilber mehr sichtbar ist, und dann mit ebensoviele gekochtem Melonenkern vermengt. Diese Kiste ist sieben Kiste lang aufzuheben und morgens mit lauem Wasser abzuwaschen.

Die Haare wusch man mit Ei oder mit harter oder mit weicher Seife. Die Haare des Halses wusch man mit Myrrer, Zedrianum mit Essig und Wein. Gegen die verkreusten kleinen Glagen im Gesicht dachten Haupthaar nach man Salben, die man bis heute nicht durch Besseres zu ersetzen vermocht hat.

Alle Vergamete verraten vielfach sonderbar zusammengelechte Rezipie. Eines gegen Haarausfall lautet: „Man nehme im Seeigel im Gehäule, grüne Galläpfel, bittre Mandeln, Bärenhaare, Frauenhaare, Wurzelspro, Feigenblätter, vor allem zwei Drachmen, dazu eine Drachme Rattendred. Das Ganze brenne man gut und vermenge es schließlich mit Essig, Cedernholz und Bärenfell zu einem halbfähigen Einreibungsmitel.“

Bei der Haarreinigung wuschen sich die Ritterdamen die Haare vorerst mit Weinlauge, in der Mann gelöst war. Die Frauen von Montpellier gaben Stüchsaabülen und Günter, die Parfimerinnen Ezian- und Berberiswurzel sowie Kardamumstüben in die Lauge (offenbar zur Wundheilung). Zur Herstellung schwarzer Haarfarbe wurde u. a. auch Ei empfohlen, das mit Blei geklärt worden war.

Das Blondenhaar gekläht unter großen Qualen. Die Dame mußte sich sengenden Sonnenstrahlen aussetzen und nach dem Waschen das Haar stundenlang mit der Farbfähigkeit eintreiben.

Ein eigenartiges Toilettegerät war ein aus Holz oder Metall gefertigtes Drehrädchen, auf dem die Frauen ihren Koppup – es gab da ganz ausgefallene Gebilde aufhängen. Diese Geräte, die aus Bronze konnten, trugen den Namen „Drehräder“ oder „Drehräder“. Sie hingen so, weil sie sich aus zwei Armen, einem Fühel mit Tischgen und aus einem halbzehnteiligen Rechenkopf, über den man den Koppup stülpte, zusammensetzten. Der eine Arm trug den Spiegel, der nach sehr klein war und gerade ein Brustbild ermoglichte, der andere Stüchgen, während auf dem Tischgen Kämme, Toilette- und Friseurgegenstände lagen.

[illegible]